



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wustmann, G.: Zu den Sprachdummheiten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

leichtes Opfer. Ob wirklich 6400 Perser fielen, können wir heute nicht mehr wissen, da bei Zahlenangaben besonders nach großen Schlachten auch die beste Überlieferung weniger zuverlässig ist als hinsichtlich wichtiger Thatfachen.

Die drei letzten Punkte erledigen sich durch das bisher ausgeführte. Wir können also nur zusammenfassend wiederholen, daß es in der gesamten Geschichte keine besser beglaubigte Thatfache giebt als die Erzählung von der Schlacht bei Marathon: die Bürger Athens besiegten eine bedeutende persische Übermacht; die Lakedämonier, die zum Kampfe zu spät kamen, schauten mit Bewunderung — denn dies, nicht das einfache Schauen, bedeutet das von Herodot gebrauchte Wort — die auf der Wahlstatt liegenden Leichen der Perser. Wenn diese Thatfache nicht glaubwürdig ist, dann brauchen wir auch nicht mehr an die Schlacht von Sedan zu glauben, weil über ihren Ausgang kein notarielles Protokoll aufgenommen worden ist.

Hamburg

J. Eysenhardt



Zu den Sprachdummheiten



ein Büchlein Allerhand Sprachdummheiten hat mir von den ersten Tagen nach seinem Erscheinen an bis heute aus allen Teilen Deutschlands und sogar aus dem Auslande eine solche Fülle von Zusendungen eingetragen: Briefen, Karten, Zeitungen, Zeitungsausschnitten u. s. w., daß ich lange zu thun haben werde, alles so zu ordnen, daß es einer etwaigen Neubearbeitung des Buches zu gute kommen kann. Und das soll es doch; denn viele dieser Zusendungen enthielten außer dem Lob und Dank, die mir darin, zu meiner Beschämung viel zu reich, gespendet wurden, doch auch wertvolle sachliche Mitteilungen: Zusätze, Berichtigungen, Beispiele u. a. Einen gewissen Erfolg hatte ich mir ja gewünscht und — ich will es nur offen gestehn — auch vorausgesehen. Daß er so groß werden würde, hatte ich nicht zu hoffen gewagt. Ich freue mich darüber um der Sache willen. Ich sehe daraus, wie verbreitet doch in unserm Volke die Liebe zur Muttersprache ist, wie verbreitet der gute Wille, sie richtig und schön zu handhaben, wie verbreitet das Bedürfnis nach einem Buche, von dem man sich dabei einige Hilfe versprechen zu können glaubt.

Ich hatte anfangs die redliche Absicht, auf alle Einsendungen zu antworten und für jede einzeln zu danken, machte auch einen Anfang dazu. Aber ich mußte das leider bald aufgeben: die Zeit reichte beim besten Willen nicht aus. Ich bitte daher, diese Gelegenheit benutzen zu dürfen, allen, denen ich

nicht einzeln habe danken können, herzlichen Dank zu sagen, daß sie an dem Buche so lebhaften Anteil genommen haben. Daß ich alles, was mir an sachlichen Mitteilungen zugegangen ist, aufs gewissenhafteste verwerten oder berücksichtigen werde, wenn sich über kurz oder lang eine Neubearbeitung nötig machen sollte, brauche ich wohl nicht zu versichern.

Natürlich hat es neben dem Lob und Dank auch nicht an Tadel, selbst nicht an Schmähungen gefehlt. Wer so viel Schläge austeilt, wie ich ausgeteilt habe, muß sich darauf gefaßt machen, daß er wieder welche bekommt, daß namentlich von denen, die sich getroffen fühlen, mit Argusaugen nach Fehlern gespäht, über jede kleine Blöße hergefallen, jeder kleine Irrtum aufgebauscht, aus jeder Mücke ein Elefant gemacht werden wird. Darüber bin ich mir, als ich das Buch hinausgab, vollkommen klar gewesen.

Von fünf Seiten her namentlich mußte ich mich auf Angriffe gefaßt machen: von den Zeitungsschreibern — ich meine es nicht böse, wenn ich das deutsche Wort brauche —, von den Juristen, von den Juden, von den Schulmeistern und von den Professoren. Die Zeitungen hatte ich als die Hauptursache der Verwilderung unsrer heutigen Schriftsprache hingestellt. Die Juristen konnten sich verletzt fühlen durch die Behauptung, daß unser Zeitungsdeutsch vor allem deshalb so schlecht geworden sei, weil es ganz und gar in die Bahnen des konventionellen, immer breitspurigen, wortreichen, wichtigthuenden Kanzleistils, der Leibsprache der Juristen, geraten sei. Der jüdischen Presse insbesondere hatte ich einen Teil der zunehmenden Fehlerhaftigkeit unsrer Schriftsprache zur Last gelegt. Die Schulmeister konnten sich beleidigt fühlen weniger durch den Vorwurf, daß es an unsern höhern Schulen bisher an einem wirklichen deutschen Sprachunterricht gefehlt habe, denn dieser Vorwurf trifft ja nicht sie, sondern die Einrichtungen, als durch gelegentliche spöttische Bemerkungen über Schulmeisteraberglauben u. dergl. Die Professoren endlich, insonderheit die Germanisten, konnten empört sein über die keizerischen Meinungen, die ich über die Sprachwissenschaft und ihre einseitigen (naturalistischen) Anschauungen über Wesen und Entwicklung der Sprache geäußert hatte.

Am vornehmsten haben sich die journalistischen und die juristischen Kreise verhalten. Die Tagespresse — mit Ausnahme der jüdischen — hat die „Sprachdummheiten“ mit wahrhaft bewundernswürdiger Unbefangenheit beurteilt. Obwohl ihr die heftigsten Vorwürfe darin gemacht sind, hat sie sich fast nirgends beleidigt gezeigt, sondern die Berechtigung der Vorwürfe rückhaltlos anerkannt, dabei nur zu ihrer Entschuldigung auf die Schwierigkeiten hingewiesen, mit denen sie bei der Herstellung ihrer Erzeugnisse zu kämpfen habe, im übrigen möglichste Besserung gelobt und vor allem durch warme Empfehlung außerordentlich zur Verbreitung des Buches beigetragen. Einzelne Zeitungen, in deren Redaktionen oder unter deren Mitarbeitern sich zufällig Männer befanden, die in derselben Richtung wie ich beobachtet und

gesammelt hatten, haben dem Buche nicht bloß einen, sondern mehrere Aufsätze gewidmet; ich nenne vor allen dankbar die sieben reichhaltigen, von großer Sachkenntnis und feinem Sprachgefühl zeugenden Artikel der Kölnischen Zeitung. Daß die juristischen Kreise keineswegs in ihrer Gesamtheit Anhänger des Kanzleistils sind, daß es namentlich unter den höher gestellten juristischen Beamten Männer genug giebt, die sich durch den Kanzleistil abgestoßen fühlen und, soweit ihr Einfluß reicht, unaufhörlich bemüht sind, auf eine einfache, natürliche, klare, verständliche, mit einem Wort: eine menschliche Ausdrucksweise hinzuwirken, war mir wohlbekannt. Dennoch überstieg der Beifall, mit denen die „Sprachdummheiten“ gerade in juristischen Kreisen begrüßt wurden, alle meine Erwartungen. Von Empfindlichkeit keine Spur; dagegen überall — trotz mancher abweichenden Ansicht im einzelnen — herzliche Freude und warme Empfehlung. Einzelne Ministerien und Verwaltungsbehörden bestellten das Buch in großer Anzahl, um es an ihre Beamten zu verteilen, andre empfahlen es in besondern Erlassen aufs eindringlichste.

In den Kreisen der Schule hat das Buch verschiedene Aufnahme gefunden. In der umfangreichen Fachpresse, die aus den Kreisen der Volksschule hervorgeht, hat es nicht an Beurteilern gefehlt, die schlechterdings nicht imstande gewesen sind, sich zu einer unbefangenen Würdigung aufzuschwingen, für die schon die Thatsache genügt, daß wiederholt darin — verächtlich, wie sie meinten — von den Schulmeistern die Rede war, es halbgelesen beiseite zu legen; manche sind, wie ihre Besprechungen zeigen, thatsächlich nicht über den Abschnitt zur Formenlehre hinausgekommen! Daneben aber doch auch wieder ganz entgegengesetzte Urteile: wer als Schulmann ähnliche Beobachtungen angestellt hatte wie ich, sich vielleicht als Lehrer des Deutschen schon jahrelang über die Spracharten geärgert hatte, die die Zungen aus Zeitungen, Jugendschriften, ja manchmal selbst aus den an ihrer eignen Schule eingeführten Lehrbüchern in ihre deutschen Aufsätze hineinschleppen, begrüßte das Buch mit Jubel. Viele Gymnasialdirektoren haben es unbedenklich ihren Primanern und Sekundanern empfohlen, auch einige Seminardirektoren haben große Bestellungen gemacht, offenbar um es allen Seminaristen der obern Klassen in die Hände zu geben. Außerdem hat es in vielen Zweigvereinen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, wo ja auch die Lehrer die rührigsten Mitglieder sind, Anregung zu lebhaftem Meinungsaustausch geboten; in einigen Vereinen hat, wie ich aus Zeitungsausschnitten gesehen habe, die Beschäftigung damit mehrere Abende gefüllt, man hat es Kapitel für Kapitel durchgenommen.

Einer Beurteilung des Buches, die aus Schulkreisen gekommen ist, möchte ich nun doch etwas eingehender gedenken, da sie in Buchform erschienen ist, nämlich als ein ganzes Heftchen voll „Randbemerkungen.“ Der Verfasser ist

Professor Karl Erbe, der Vorsitzende des deutschen Sprachvereins in Stuttgart und Lehrer an einem Stuttgarter Gymnasium.*)

Erbes „Randbemerkungen“ sind in fünf Klassen geordnet: 1. Besonders erfreuliche Abschnitte in W.s Werk. 2. Unnötige Nachgiebigkeit W.s gegen herrschende Fehler und mundartliche Ausdrücke. 3. Ungerechte Verdammung von Schulregeln. 4. Ausdrücke, die W. ohne Grund für häßlich oder unrichtig erklärt. 5. Ungenaue und unrichtige Regeln in W.s Buch.

Der Titelzusatz, den Erbe seinen Randbemerkungen gegeben hat, „Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre,“ scheint mir nicht recht zu dem Inhalte seines Schriftchens zu passen. Die wichtigsten „Gegenstände“ sind es nun eben nicht, die er sich zur Behandlung ausgewählt hat; mir wenigstens liegen andre Abschnitte meines Buches weit mehr am Herzen, Abschnitte, die Erbe nicht unter die „besonders erfreulichen“ gerechnet, aber auch nicht angefochten hat. Manche von seinen Einwänden und Bedenken, z. B. daß man doch neben Mansardendach, Promenadenplatz und Chokoladenmädchen auch Modewort und Parademarsch sage, also auch Chokoladenmädchen nicht für falsch erklärt werden dürfe, habe ich mir selbst gemacht, und das gilt auch von vielen Einwänden und Bedenken, die von anderer Seite, z. B. in den vortrefflichen Aufsätzen der Kölnischen Zeitung, gegen einzelne meiner Aufstellungen erhoben worden sind. Manche dieser Bedenken liegen ja so nahe, daß es komisch wäre, zu glauben, ich hätte sie mir nicht selber gemacht. Auch was zur Erklärung und Entschuldigung mancher Sprachfehler von Erbe (und andern) vorgebracht worden ist, wie daß das neuerdings aufgekommene falsche Kohlezeichnung jedenfalls der Kreidezeichnung zu verdanken sei, habe ich mir meist selber gesagt. Wenn ich es trotzdem unterdrückt und verschwiegen habe, so geschah es, um die Wirkung meiner Regeln nicht abzuschwächen. Warum haben denn so vortreffliche Bücher wie das von Andresen u. a. verhältnismäßig so wenig genützt? Weil sie es vor lauter Bedenklichkeit so oft zu keiner bestimmten Entscheidung bringen. Gewiß hätte ich mein Buch mit unzähligen Anmerkungen behängen, von den Beobachtungen, die ich hundertfältig gemacht hatte, auch die zwei oder drei Ausnahmen vorbringen können, wo die Beobachtung nicht zutrifft; aber mir kam es vor allem darauf an, die Haupterscheinung zu zeigen, für die gar niemand mehr Auge und Gefühl zu haben schien, die Fehler zu bekämpfen und zu beseitigen, nicht sie zu erklären und zu entschuldigen. Wenn mir deshalb von einigen Seiten der Vorwurf der Übertreibung gemacht worden ist, so kann ich mich ja damit trösten, daß mir ein so vorsichtig abwägender Beurteiler wie Erbe in einigen Fällen „unnötige Nachgiebigkeit“ vorwirft!

*) Randbemerkungen zu Dr. Wustmanns *Allerhand Sprachdummheiten. Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre* von Professor Karl Erbe. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp., 1892.

Wenn ich auf alle Einzelheiten, die Erbe auf den fünfzig Seiten seines Schriftchens vorbringt, eingehen wollte, so könnte ich nun leicht wieder hundert Seiten dagegen schreiben. Das hat natürlich keinen Zweck. Ich muß es dem Leser überlassen, Erbes „Randbemerkungen“ mit den „Sprachdummheiten“ zu vergleichen, den behandelten Fragen selber weiter nachzugehen, selber weitere Beobachtungen anzustellen und sich darnach zu entscheiden. Ich kann hier nur wiederholen, was ich in der Einleitung gesagt habe: mein Buch will anregen, die Augen öffnen, das Sprachgewissen anstacheln, es will ein Notmittel sein gegen den vorhandnen Notstand. Für unfehlbar giebt es sich um so weniger aus, als es sich darin zum guten Teil um Geschmacksfragen handelt. Nur auf einige Punkte, die mir noch allenfalls zu den wichtigeren zu gehören scheinen, möchte ich ein paar Worte erwidern.

Die Art, wie Erbe den hergebrachten Schulgebrauch zu verteidigen sucht, jedes substantivirte Adjektiv oder Partizip, auch wenn Objekte oder adverbiale Bestimmungen dabei stehen, mit dem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben (der tiefer Denkende, ein Medizin Studierender), scheint mir doch etwas gekünstelt. Unsern Zungen wird gelehrt, daß Hauptwörter mit dem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben seien. Mag sein, wiewohl zu wünschen wäre, daß dieser Gebrauch, den nur wir Deutschen haben, aus unsrer Schrift und unserm Druck endlich einmal wegfiel. Wenn aber weiter gelehrt wird, in einer Verbindung wie „der tiefer denkende“ werde das Partizip denkend zum Hauptwort und müsse deshalb „groß“ geschrieben werden, so ist das, ich kann mir nicht helfen, ein Verbrechen an der Logik und in der That ein beschämendes Zeichen von der äußerlichen, mechanischen Art, wie in unserm Sprachunterricht bisweilen (so habe ich geschrieben, nicht „bisher,“ wie Erbe jagt!) verfahren wird. Auf keine Weise wird mich Erbe überzeugen, daß in solchen Verbindungen das Partizip als Substantiv gefühlt (!) werden könne, auch nicht als halbes Substantiv, wie Erbe will. Nicht das Partizip, sondern das Partizip samt seiner Bekleidung wird substantivirt. Deshalb ist es immer noch das Erträglichere, zu schreiben: der Tieferdenkende, ein Medizinstudierender. Bequem mag es ja sein, die Zungen mit einer äußerlichen Vorschrift abzuspäßen, aber zu scharfem Denken, zu feinem Sprachgefühl verhilft das nicht, und das soll doch der Sprachunterricht vor allen Dingen.

Ganz unbegreiflich ist es mir, wie Erbe meine Regel, daß periodisch wiederkehrende Handlungen, die durch alle in Verbindung mit einem Zahlwort ausgedrückt werden, in gutem Deutsch im Genetiv stehen müßten (aller vierzehn Tage), damit widerlegen zu können glaubt, daß er Stellen anführt wie aus der Bibel: seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest — oder aus dem bekannten Kinderliede: alle Jahre wieder kommt das Christuskind. In diesen Beispielen handelt sichs allerdings auch um periodisch wiederkehrende Handlungen, aber es wird das nicht besonders ausgedrückt; alle Jahre

bedeutet in beiden Sätzen nichts weiter als jedes Jahr, der Sinn des Periodischen kommt nur durch die Worte Osterfest und Christuskind in die Sätze. Wenn ich sage: ich reise alle Jahre nach Italien, so kann ich doch das einamal im März, ein andermal im Mai, ein drittes mal im Oktober reisen. Will ich dagegen sagen, daß ich die Reise in genauen Abständen von je einem Jahre antrete, so würde ich zwar vielleicht nicht sagen: aller Jahre (das ist ungebräuchlich), wohl aber, wo es auf eine so genaue Bestimmung einer periodisch wiederkehrenden Handlung ankommt: aller zwölf Monate. Wenn dieser Genetiv in Süddeutschland und, wie ich aus verschiedenen Zusendungen gesehen habe, auch in Norddeutschland nicht (oder nicht mehr?) gebräuchlich ist und durch den Akkusativ (alle (!) zwölf Monate), der daneben doch noch etwas ganz andres bedeutet, mit vertreten wird, so ist das ein Beispiel bedauerlichen Sprachverfalls. In Sachsen wird nicht nur jede Zeit, sondern auch jede Raumangabe, durch die der Raum oder die Zeit in gleiche Teile zerlegt wird, durch diesen „distributiven“ Genetiv, wie man ihn treffend genannt hat, ausgedrückt, und zwar keineswegs nur vom niedrigen Volke, sodaß man die Erscheinung als „gemeinen Provinzialismus“ abthun könnte, sondern auch von den Gebildeten. Nicht bloß die Straßenjugend spottet von der Leipziger Pferdebahn: Und aller fünf Minuten, da bleibt de Karre stehn — sondern auch die gebildete Mutter sagt zu ihren Kindern: Bleib doch nicht aller zehn Schritte stehn, oder: du bleibst ja aller drei Zeilen hängen, oder: so etwas kommt nur aller Jubeljahre einmal vor (wobei der Zahlbegriff in Jubel steckt: 25, 50, 100), und auch der Arzt schreibt, wenn er wirklich aus einer sächsischen Familie stammt und nicht etwa ein zugewandter Berliner ist, auf sein Rezept: aller zwei Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen. Sollen wir diesen feingefärbten Genetiv dem verwaschnen Berliner oder Stuttgarter Akkusativ opfern? Fällt uns gar nicht ein.

Auch wenn Erbe den in unsern antiquarischen Katalogen beliebten Fehler: erste, seltne Ausgabe alles Ernstes in Schutz nimmt, kann ich mich nicht mit seinem Sprachgefühl befreunden. Das Beispiel: zweite, verbesserte Auflage ist gar nicht damit zu vergleichen. In dem ersten Falle bedeutet erste Ausgabe so viel wie Originalausgabe; das ist ein einziger Begriff, der nicht zerrissen werden darf. Im zweiten Falle ist verbesserte ein nachträglicher Zusatz, vor dem man sich ein und zwar zu denken hat: zweite, und zwar verbesserte Auflage.

Es ist merkwürdig, wieviel in einer, wie man denken sollte, so einfachen Aufgabe gefehlt wird, zu einem Hauptwort in logisch richtiger Reihenfolge zwei Eigenschaftswörter zu setzen. In wenigen Tagen habe ich folgende Beispiele gesammelt: ein sächsischer junger Leutnant — die ausländische gesamte Medizin — man schöpft mit hölzernen großen Kannen — wenn die Sonne schien, wurden die seidnen verblaßten Vorhänge zugezogen.

Alle diese Beispiele sind falsch, denn in allen stehen die Eigenschaftswörter in verkehrter Reihenfolge. In einer Grammatik wird man schwerlich eine Regel hierüber finden; ein Grammatiker denkt ja gar nicht daran, daß so etwas falsch gemacht werden könne, der gewöhnlichste Mensch, der nie über Sprachdinge nachgedacht hat, macht es ja von selber richtig. Aber in unserer Schriftsprache ist eben jetzt alles möglich, die selbstverständlichsten Dinge möchten besonders vorgeschrieben, vor den unglaublichsten Fehlern möchte besonders gewarnt werden.*)

In einzelnen Fällen, wo Erbe von ungenauen oder unrichtigen Regeln meines Buches spricht, trägt er die Unrichtigkeit erst künstlich hinein, um sie dann mit großem Ernst und großer Ausführlichkeit bekämpfen zu können. So, wenn er mir unterschiebt, ich wollte Formen bilden wie anders Geld (statt andres), dunkelr Wolken (statt dunkler)! Aus den Beispielen, die ich anführe, geht doch zur Genüge hervor, in welchen Fällen ich bei den Adjektivstämmen auf el und er das e des Stammes bewahrt und das der Endung geopfert sehen will: nur in den Fällen, wo der Sprachgebrauch schwankt. So, wenn er meine Auseinandersetzung über den unerkennbaren Konjunktiv in Nebensätzen auf die Absichtssätze ausdehnt und auch das dann umständlich bekämpft, während doch alle meine Beispiele deutlich zeigen, daß ich nur die Inhaltssätze im Auge gehabt habe! Sucht nicht aus solchen absichtlichen Mißverständnissen ein bißchen der Schulmeister heraus, der sich auf dem Katheder harthörig stellt, wenn sich der Junge unten „ungenau“ oder „unrichtig“ ausdrückt?

Grundverschieden fühlen wir, wenn Erbe behauptet, man könne auch einen in seiner äußern Form unerkennbaren Konjunktiv der Gegenwart als Konjunktiv fühlen, wo er zwischen erkennbaren Konjunktiven stehe; die regelmäßige Erzeugung solcher unerkennbaren Konjunktive durch den Konjunktiv des Präteritums beraube uns der Möglichkeit, die konditionale Ausdrucksweise in abhängigen Sätzen deutlich zu machen. Es ist mir interessant gewesen, gerade aus Schwaben noch von anderer Seite dasselbe aussprechen zu hören. In einem kürzlich abgedruckten Grenzbotenaußsage eines schwäbischen Mitarbeiters stand in der Handschrift der Satz (übrigens neben vielen ähnlichen Sätzen): „Einer der Anklagepunkte gegen die beiden Anwälte ging dahin, sie haben sich einer Verletzung der dem Verteidiger obliegenden Pflichten dadurch schuldig gemacht, daß sie die Angeklagten zur Verweigerung der Aussage zu bestimmen versucht haben.“ Die Redaktion änderte beide haben in hätten

*) Die angeführten Beispiele sind deshalb falsch, weil von zwei Eigenschaften einer Sache die wesentlichere stets dem Hauptworte näher stehen muß, als die weniger wesentliche. Als die wesentlichere Eigenschaft aber fühlt jeder natürlichühlende Mensch die, die den Stoff (hölzern, seiden) und die Herkunft (sächsisch, ausländisch) bezeichnen; die weniger wesentlichen sind: jung, gesamt, groß, verblaßt.

ab, da beide Sätze im Konjunktiv stehen mußten, haben aber nicht als Konjunktiv gefühlt werden kann. Der Verfasser bat auf der Korrektur, den Konjunktiv der Gegenwart wieder herzustellen, weil hätten nur konditional gefühlt werden könne, als ob ein Bedingungsatz ergänzt werden müsse. Die Redaktion konnte sich von dieser Behauptung nicht überzeugen und ließ das hätten stehen — sicherlich für die meisten Leser zur Förderung des richtigen Verständnisses.

Doch genug der Einzelheiten. Ich denke, daß sich Erbe in manchen Punkten, die ihn auf den ersten Blick vielleicht erschreckt oder befremdet haben, meiner Ansicht noch zuneigen wird. Dennoch kann es nichts schaden, wenn jeder, dem es um einen reinen und richtigen Gebrauch seiner Muttersprache zu thun ist, auch Erbes Schriftchen gewissenhaft zu Rate zieht. *)

Außer auf die Erbschen „Randbemerkungen“ möchte ich aber noch auf eine zweite Äußerung über mein Buch ein paar Worte erwidern, nämlich auf den heftigen Angriff, den Professor Bechstein in Rostock in dem neuesten Hefte der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (VI, 1, S. 64—72) dagegen gerichtet hat. Es ist ja im allgemeinen nicht Sitte, sich gegen mißgünstige Kritiken zu wehren; es ist auch meistens überflüssig, denn Kritiken vergehen, und Bücher bestehen. Es giebt aber doch auch Fälle, wo es einem falsch ausgelegt werden könnte, wenn man dazu schwiege.

Zunächst: wie kommt Professor Bechstein plötzlich in die Zeitschrift für deutschen Unterricht? Die Zeitschrift hat fünf Jahre lang bestanden, ohne daß er eine Silbe hineingeschrieben hat — mit einemmale ist er da! Er will doch wohl im Namen der zünftigen Wissenschaft, der Germanistik sprechen — fand er für seinen Angriff nicht in einer der germanistischen Fachzeitschriften eine Ablagerungsstelle? Und andererseits: wie kommt diese Zeitschrift dazu, die fast ausschließlich von Schulmeistern geschrieben wird, sich in diesem Falle plötzlich von einem Universitätsprofessor bedienen zu lassen? Fand sie unter ihren bisherigen Mitarbeitern keinen, der diese Kritik ebenso gut hätte „liefern“ können? Wie konnte der Herausgeber der Zeitschrift, Herr Dr. Lyon, der sich doch offenbar in allem, was deutschen Unterricht betrifft, von Jahr zu Jahr mehr als Papst fühlt, diese Aufgabe fremden Händen überlassen? Na, man erlebt seltsame Dinge. Wenn es ein Buch herauszustreichen gilt, erscheinen plötzlich „Mitarbeiter,“ an die bisher kein Mensch gedacht hat; und

*) Sehr fein ist, wie Erbe den Unterschied zwischen fremdsprachlich und fremdsprachig entwickelt. Nur schade, daß einerseits von einem fremdsprachigen Unterricht in seinem Sinne (einem Unterricht, bei dem sich der Lehrer einer fremden Sprache bedient!) schwerlich jemals die Rede sein wird, andererseits die Bildungen fremdsprachlich, alt-sprachlich und neu-sprachlich erst die affektirten Zusammenziehungen Fremdsprache, Alt-sprache und Neu-sprache voraussetzen, wie ja auch neuzeitlich aus Neuzeit, nicht aus neu und Zeit gebildet ist.

wenn es eins herunterzureißen gilt, geht es ebenso.*) Der Angriff Bechsteins, freiwillig oder gerufen, ist ganz sicherlich nicht die Stimme der Germanistik, sondern nur der Ausfluß verletzter Professoreneitelkeit, die hier in das Horn beleidigten Schulmeisterstolzes bläst. Bisweilen hat auch der Schulmeister selbst mit hineingetutet; wenn man nicht so viel Stilgefühl im Leibe hätte, daß man die Einschießel merkte, könnte man sie an den typographischen Schiebungen sehen.

An Leidenschaftlichkeit wird Bechsteins Angriff nur durch die Angriffe der Judenpresse überboten. Er läßt keinen guten Bissen an meinem Buche. Er ist so teuflisch wild darüber, daß es ihm vor lauter Erregung nicht gelungen ist, seine Gedanken zu ordnen. Zuerst ereifert er sich über den Titel, dann über den Ton, dann über den Inhalt — der sei zum großen Teil nicht neu, und fast alles, was gut und richtig daran sei, finde sich „schon seit Jahren in jeder bessern (!) Schulgrammatik“ (aha!) —, dann zur Abwechslung wieder über den Ton und wieder über den Inhalt, dann darüber, daß bei keinem der angeführten Beispiele die Quelle angegeben ist, dann über die Anordnung, dann wieder über den Inhalt u. s. w. Dabei wird der Leser fast durch die ganze Kritik hindurch — man sieht nicht recht, ob gebliffentlich oder nur infolge der ungeschickten Anordnung — im Unklaren darüber gelassen, was eigentlich jeweilig besprochen wird, ob das Buch selbst oder die früheren Grenzbotenartikel, aus denen es entstanden ist. Selbst innerhalb der einen Auffassung kommt man nicht zur Ruhe; S. 67 heißt es: „Mit dem vierten Artikel brechen die Sprachdummheiten auf eine Zeit lang (sic) ab. Der Verfasser nennt“ u. s. w. Gleich darauf: „Im nächsten Vierteljahr kam aber die Fortsetzung nicht. Sie erschien erst“ u. s. w. Brechen, nennt, kam, erschien — was ist das für eine Konfusion!

Was den Titel „Sprachdummheiten“ betrifft, so bedaure ich Bechstein aufrichtig, daß er sich seine Bemerkung darüber nicht hat verkneifen können. Gewiß paßte dieser Titel, nachdem die Grenzbotenartikelaufsätze umgearbeitet waren, nicht mehr recht dazu, das Buch mußte einen Untertitel haben, und den habe ich vielleicht etwas zu anspruchsvoll gefaßt. Aber an die „Sprachdummheiten“ waren die Leser so gewöhnt, daß es sträflicher Leichtsinns gewesen wäre, sie aufzugeben. Das Buch wäre klanglos zum Orkus hinabgegangen, wenn

*) Beiläufig: Von ihrem ersten Erscheinen an bis heute pußt sich die Zeitschrift für den deutschen Unterricht auf jedem Umschlage mit der Bemerkung heraus: „Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand herausgegeben von Dr. Otto Lyon.“ Ich erlaube mir die Berechtigung dieser Bemerkung zu bestreiten. Prof. Hildebrand ist allerdings der fleißigste und der bedeutendste Mitarbeiter der Zeitschrift. Wenn er aber mit der „Herausgabe“ etwas zu thun hätte, so wäre die Bechsteinische Kritik ganz sicherlich nicht hineingekommen. Die Leser mögen sich also selber sagen, was sie von diesem Zusatz auf dem Umschlage zu halten haben.

ich ihm nicht seinen Titel gelassen hätte.*) Daß mich der Herr Professor darum beneidet, glaube ich gern. Auch den faden Witz, den er darüber macht, habe ich vorausgesehen. Aber ich wollte es einmal darauf ankommen lassen, wieviele wohl den Mut haben würden, diesen vor den Füßen liegenden faden Witz aufzuheben. Wieviel glaubt wohl der Herr Professor, daß darauf hineingefallen sind? Mindestens dreißig. Und jeder hat natürlich geglaubt, er wäre der Einzige. Auch Herr Professor Bechstein.

Daß der Ton meines Buches etwas derb ist, weiß ich auch. Aber es war die höchste Zeit, einmal kräftig dreinzufahren, und Bechstein hat am allerwenigsten Ursache, mir meinen Ton vorzuwerfen. Wenn er schreibt, ich hieße „mit groben Kolben wie ein Besessener (!) um mich herum,“ oder wenn er es als Beispiel von „Toben“ (!) anführt, daß ich von Jungen rede statt von Schülern, so wird ja jedermann über solche Übertreibungen lachen. Wenn er aber weiter schreibt, daß ich „auch den Entrüsteten spielte,“ so ist das eine so grobe Beleidigung, daß es mir dafür an einem parlamentarischen Ausdruck fehlt. Mein ganzes Buch ist der Ausschrei eines jahrzehntelang gefolterten Sprachgefühls, und das nennt Bechstein „den Entrüsteten spielen“!

Für einen Mangel an philologischer Genauigkeit erklärt er es, daß ich bei keinem meiner Beispiele angegeben habe, woher es stammt; für die Beurteilung einer Form, eines Wortes oder einer Wendung sei es „höchst nötig, das zu wissen.“ Nun, die Beispiele stammen fast alle aus Zeitungen, Zeitschriften und Büchern der letzten Jahre. Das sieht man ja schon meist aus ihrem Inhalt. Allen diesen Sprachdummheiten auch noch das Ursprungszeugnis beizufügen hätte doch wahrhaftig keinen Sinn gehabt. Es hätte das Buch nur um einige Bogen stärker und dadurch teurer gemacht. Meint etwa Bechstein, ich hätte die Beispiele absichtlich aus besonders schlechten Zeitungen und schlechten Büchern ausgewählt? Wenn er ernstlich so etwas meinen sollte, dann könnte ich ja in einer zweiten Auflage hundert Beispiele ausmerzen und durch hundert andre ersetzen, die ich dann mit dem Ursprungszeugnis versehen würde; es würde mich das höchstens acht Tage Arbeit kosten. Der Herr Professor würde sich aber höchlich wundern, wenn er die Quellennachweise sähe!

Über den Inhalt meines Buches ergeht sich Bechstein nur in dreiften Redensarten. „Man merkt, schreibt er, daß W. etwas Deutsch getrieben hat, aber er hat es doch nicht zur eigentlichen Kennerschaft gebracht.“ Darauf will ich dem Herrn Professor nur erwidern, daß ich in den letzten fünfzehn Jahren wahrscheinlich mehr „Deutsch“ des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelesen habe, und zwar in den Originalhand-

*) Ein befreundeter Buchhändler beschwor uns noch wenige Tage vor der Ausgabe, den Titel zu ändern: alle Welt würde sich daran stoßen, niemand würde das Buch kaufen. Wie gut, daß wir nicht auf ihn gehört haben!

schriften gelesen habe, als er in seinem ganzen Leben gedruckt gesehen hat, freilich nicht, um statistische Beobachtungen zur Laut- und Formenlehre daran zu machen. Man kann ein großer Germanist, ein erstaunlicher Kenner des Gothischen, des Alt- und Mittelhochdeutschen, des Altsächsischen und was weiß ich sein, und doch dabei ein sehr fehlerhaftes und geschmackloses Deutsch schreiben. Das hat wenig oder nichts mit einander zu thun. Die ganze sprachgeschichtliche Weisheit meines Buches könnte hinfällig sein, deshalb würde es nicht den zehnten Teil seines Wertes einbüßen. Das Buch behandelt vor allen Dingen technische und Geschmacksfragen. Deutsch zu schreiben ist eine Kunst; diese Kunst hat, wie jede Kunst, ihre Technik und erfordert, wie jede Kunst, Geschmack, und damit vor allem habe ichs zu thun. Daß sich Technik und Geschmack bisweilen bei der Geschichte Rats erholen können, ist selbstverständlich, wohlgemerkt, wenn diese selber was weiß, was in der deutschen Satzlehre, bis jetzt wenigstens, sehr oft nicht der Fall ist. Wenn man ihr aber blindlings folgen wollte, so wäre das eine Thorheit, und wenn die Germanistik das beanspruchen wollte, so wäre das noch eine größere Thorheit. Zu den häßlichsten Erscheinungen unsrer Sprache gehört die sogenannte Inversion nach und; sie hat etwas unfäglich gemeines. Von einem Sprachlehrer, der nur eine Spur von Geschmack hat, wird das nie bestritten werden. Wenn aber die Germanistik, weil sie neuerdings diese häßliche Erscheinung vereinzelt schon sehr früh in unsrer Sprache aufgestöbert hat, verlangen wollte, daß sie der Sprachlehrer für schön oder für berechtigt erklären oder auch nur unter die *ἀδύπορα* rechnen solle, und wenn sich gar der Lehrer diesem Unsinnen fügen wollte, so wäre das eine große Thorheit. Bechstein neigt durchaus zu diesem Standpunkte. Ich habe unter anderm geschrieben: „Schmachvoll ist es, mit welcher Schnelligkeit im Laufe weniger Jahre die falschen Formen frägt und frug um sich gegriffen haben, auch in Kreisen, die für gebildet gelten wollen und den Anspruch erheben, ein anständiges Deutsch zu sprechen.“ Bechstein sagt, ich nannte es schmachvoll, wenn ein Verbum in eine andre Flexionsart übergehe. Nein, Herr Professor, darin liegt die Schmach nicht, sondern darin, daß das unser hochgeschornen deutscher Unterricht nicht hat verhüten können. Die Sache ist ganz jung und hätte sich sehr leicht verhüten lassen, wenn wir in unsern Schulen, Volksschulen wie höhern, einen ordentlichen Unterricht in der deutschen Sprache hätten. Aber es wird ja nirgends deutsche Grammatik getrieben. Vor dreißig Jahren noch entschuldigte man im Unterrichte die ungewöhnliche Form frug, wenn sie vereinzelt bei einem Schriftsteller vorkam; heute ist es schon ein Wunder, wenn im deutschen Aufsätze fragte dem Jungen nicht als Fehler angestrichen wird. Und so wie hier, ist es in hundert andern Fällen. Wenn ein Baum krumm wächst, so ist das für den Baum keine Schande, aber für den Gärtner. Wo ich von Sprachverwilderung rede, da redet Bechstein von „Sprachleben.“ Das soll recht

vornehm objektiv klingen. Aber wo ist denn dieses Sprachleben? Ist die Sprache irgend ein unfassbares Wesen außer uns? Die Sprache ist in uns, aus der Sprache wird nur das, was wir aus ihr machen. Wenn wir sie verwildern lassen, so verwildert sie eben. Den deutschen Sprachunterricht so betreiben, wie manche Germanisten jetzt wollen, das ist, als wenn sich der Gärtner mit dem Handbuch der Petrefaktenkunde, dem Handbuch der Botanik und dem Mikroskop in den Garten setzen wollte. Das Mikroskop thut's nicht, die Schere thut's.

Begründet hat Bechstein sein abfälliges Urteil nicht durch ein einziges Beispiel. O doch, durch eins: er bekämpft, was ich über das Relativpronomen welcher gesagt habe. Ich habe behauptet, welcher als Relativpronomen gehöre ausschließlich der Papiersprache an, der natürlichen, lebendigen Sprache sei es fremd, in der Dichtersprache sei es ganz undenkbar; wo es sich dort vereinzelt zeige, sei es nichts als schleppendes Versfüllsel. Diese Behauptung, meint Bechstein, sei „zum Lachen.“ „Kennt W. nicht die Homerübersetzung von Boß? Für den Hexameter ist welcher gerade höchst willkommen.“ Nun, mir die Boffische Homerübersetzung als Muster deutscher Dichtersprache vorzuhalten, das ist in der That „zum Lachen.“ Wenn mir Bechstein ein deutsches Volkslied bringen wird, worin ein Relativsatz steht, der mit welcher anfängt, dann mag er lachen. Er widerspricht sich ja in einem Atem selbst, wenn er bestreitet, daß welcher bloßes Versfüllsel sei, und in derselben Zeile zugesteht, es sei „für den Hexameter willkommen.“ Willkommen — als was denn? Nun, eben als Auskunftsmittel, als Stellvertreter für der, also doch als — Versfüllsel. Welcher wird nicht gesprochen, es ist nicht wahr, weder in Nord- noch in Süddeutschland, im Volke ganz gewiß nicht. Nur dem immer wichtigen und feierlichen Gewohnheitsredner, z. B. dem Professor, dem „Abgeordneten,“ dem „Voritzenden,“ entschlüpft es schließlich auch in der Unterhaltung. Die reden aber eben schon Papiersprache! Sie nehmen die Sprache ihres Handbuchs, ihrer Akten, ihrer Zeitung mit aufs Ratheder und auf die Tribüne, sie nehmen sie sogar mit in Gesellschaft. Warum schreibt denn Bechstein nicht welcher, wenn er es für so schön hält? Auf den acht Oktavseiten seiner Kritik zähle ich 22 Relativsätze. Nicht ein einziger davon fängt mit welcher an! Warum denn nicht? Nun, weil es für jeden ganz unerträglich ist, der einmal auf die Unnatur dieser Verknüpfung aufmerksam gemacht worden ist. Oder will Bechstein etwa behaupten, es sei Zufall, daß keiner dieser 22 Sätze mit welcher anfängt? Er hat sich wohl gehütet, es zu schreiben.*) Aber er redet dagegen. Es ist ja nur, um was zu reden.

*) Bechstein hat viel aus meinem Buche gelernt, aber alles hat er noch nicht verdaut. Um die richtige Stellung der persönlichen Fürwörter z. B. weiß er immer noch nicht Bescheid. Er schreibt immer noch: wenn solche sich (statt: wenn sich solche) — der Titel, den man für die Grenzboten sich gefallen ließ (statt: den man sich) — ein bißchen Verdruß

Daß Bechstein nicht den gegenwärtigen Zustand unsrer Schriftsprache sehen sollte, ist ganz undenkbar; ebenso, daß er nicht den Kampf für Einfachheit, Natur und Wahrheit in der Sprache vollauf zu würdigen wüßte. Was hat es nun da für Sinn, dem, der endlich einmal mit einiger Aussicht auf Erfolg diesen Kampf aufnimmt, in den Arm zu fallen, angeblich, weil einige Hiebe nicht ganz akademisch kunstgerecht geführt worden, in Wahrheit weil einem als müßigem Zuschauer ein paar Sandkörner ins Gesicht geflogen sind?

Der Herr Professor hat beim Lesen meines Buches immer an Kumpelstülzchen gedacht. Wie nett! Ich habe beim Lesen seiner (und mancher andern) Kritik auch immer an ein Geschichtchen denken müssen. In dem hübschen Buche von Reichenau „Aus unsern vier Wänden“ wird auch der „Frühauflsteher“ Ferdinand geschildert. Bruder Karl versucht es auf alle erdenkliche Weise, ihn aus den Federn zu bringen, aber es gelingt ihm nicht. Da zieht er ihm endlich die Bettdecke weg und läuft fort damit, und nun steigt Ferdinand mit den Worten: Gemeiner Grobian! in die Hosen. Manche Leser und Kritiker der „Sprachdummheiten“ haben mich lebhaft an Ferdinand erinnert. Ich aber denke: Immer schimpft! wenn ihr nur aufsteht.

Leipzig

G. Wustmann



Bilder aus dem Universitätsleben

2. Die Wahlschlacht



ie winzigen, staarkastenähnlichen Dachstuben, in denen die Studenten der kleinen norddeutschen Universitätsstadt zu haufen gepflegten, waren wieder einmal in Ordnung gebracht. Statt der grauen, verräucherten Gardinen, die den Tabaksqualm eines ganzen Semesters in sich bargen, sah man wieder bläulich weiße aus den offenen Fenstern freundlich hervorgucken. Alles war sauber und schien auf den Einzug irgend eines neuen „Dokting“ zu warten, wie man dort den Studenten nennt, der noch nicht Doktor ist.

Es war richtig: die Osterferien hatten schon lange ihr Ende erreicht, und das Sommersemester sollte nach dem Anschlag des Rektors am schwarzen Brete definitiv beginnen. Wer aber an dem alten, einem Getreidespeicher gleichenden Universitätsgebäude vorbeiging, der erkannte bald an den verschlossenen Thüren und den verriegelten Fenstern, daß der Anschlag nicht so böse gemeint sei,

mag bei manchen Lesern sich eingestellt haben (statt: mag sich). Mir ist es immer, als müßte ich vor einem so falsch gestellten Zürrwort erst einen Seufzer ausstoßen oder einmal Atem holen. Auch mit den Nebensätzen in der Oratio obliqua weiß er noch nicht recht umzugehen; er schreibt z. B.: „da werde sichs freilich um Dinge handeln, die für unsre Sprache noch weit gefährdender sind.“ Es muß seien heißen, Herr Professor!